

Literaturgottesdienst „Buddenbrooks“

am 10.12.2014, 18.30 Uhr, Universitätskirche Marburg

Gottesdienst und Predigt: Peter Schüz
Lesungen: Katharina Scholl
Musik (Orgel): Gerold Vorrath
Künstlerische Gestaltung: Gabi Erne

Musik zum Eingang (*ESG-Chor*)

Eröffnung und Begrüßung

„Und es werden Zeichen geschehen an Sonne und Mond und Sternen, und auf Erden wird den Völkern bange sein, und sie werden verzagen vor dem Brausen und Wogen des Meeres. Und die Menschen werden vergehen vor Furcht und in Erwartung der Dinge, die kommen sollen über die ganze Erde; denn die Kräfte der Himmel werden ins Wanken kommen. Und alsdann werden sie sehen den Menschensohn kommen in einer Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“

Lk 21, 25-28

Mit diesen Worten aus dem Lukasevangelium, die zugleich die Evangelienlesung des 2. Advents darstellen, begrüße ich Sie ganz herzlich zum Unversitätsgottesdienst. „Himmel und Erde vergehen, aber meine Worte vergehen nicht“ – so schließt das Evangelium des 2. Advents, den wir diese Woche feiern.

Aber ist das nicht seltsam? Warum so viel Düsternis und apokalyptische Abgründigkeit? Was mischen sich hier für dunkle Töne in den warmen Duft von Weihnachtsgebäck, Kerzen und Glühwein? Wirft denn nicht eigentlich längst Weihnachten seine Schatten voraus?

Nun, in der Tat, Weihnachten wirft im Advent seine Schatten voraus – eben, seine *Schatten*. Wer vom Licht der Erlösung reden will, kann von der Düsternis des Lebens nicht schweigen. Wem der warme Lichtglanz des Kindes in der Krippe zu Herzen geht, der kennt auch die Düsternis der Nacht, die der Stall in Bethlehem erleuchtet, und mit ihr die Schatten unseres Werdens und Vergehens. Worauf Christen im Advent warten, ist etwas gänzlich Unbescheidenes: Himmel und Erde vergehen – von Weihnachten wird Apokalyptisches erwartet, eine Erlösung, die das Universum aus den Angeln hebt. Ein unvorstellbarer Gedanke.

Ein Gedanke, vor dem man eigentlich kapitulieren müsste, wären da nicht geniale Geister, prophetische Gestalten und tiefsinnige Überlieferungen, die das Unvorstellbare zugänglich machen, die das Universum einzufangen verstehen, um es in unserem Innern zur Anschauung zu bringen. Und zuweilen passt das Universum auch zwischen zwei Buchdeckel. Der Roman, um den es heute gehen soll, ist ein solches Universum, ein Hohlspiegel für das kosmische Ganze – dargestellt im Mikrokosmos einer Familie.

Zwei Wochen vor Bethlehemer Familiengeschichte möchte ich Ihnen daher von einer Lübecker Familiengeschichte erzählen, die im genialen Wurf des jungen Thomas Mann zum Gleichnis für den Grund und Abgrund der Welt wird. Begleitet wird die Lesung von

Orgelmusik, die aus der Kirche St. Marien in Lübeck stammt, – nur wenige Meter entfernt von jenem großen Patrizierhaus in der Mengstraße, wo der Roman „Buddenbrooks“ spielt.

Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Amen.

Lied: *Ach wie flüchtig, ach wie nichtig* (EG 528), Strophen 1, 2, 5, 6, 8.

Hinführung zum Roman

„Ach wie Flüchtig, ach wie nichtig“... Die Zeilen des verklungenen Liedes passen ganz gut zum Untertitel von Thomas Manns Roman Buddenbrooks, der lautet: *Verfall einer Familie*.

Doch wir wollen von vorne anfangen.

Der Roman schildert das Schicksal von vier Generationen einer großbürgerlichen Kaufmannsfamilie im Lübeck der Jahre 1835-1877. Um Ihnen das Wesen der besagten Familie etwas näher zu bringen, will ich Sie sogleich in das tiefste Heiligtum des großen Patrizierhauses in der Mengstraße 4 in Lübeck entführen:

Gut verwahrt im braunen Sekretär, der im sogenannten „Landschaftszimmer“ steht, liegt die alte Ledermappe mit den „Papieren“ – alten Heften und Dokumenten, die, zu einer Art Album zusammengebunden, so etwas wie die Familienchronik darstellen. Wie ein Tagebuch liegen hier die großen Ereignisse der vergangenen Generationen in säuberlichster Handschrift zutage, die der Konsul – das Familienoberhaupt und der Chef der Firma – wie seine Vorfahren akkurat und mit frommen Worten eingetragen hat, wohlwissend dass es die kommenden Generationen ebenso weiterführen werden.

Alles ist hier minutiös verzeichnet: Mit Getreidegroßhandel ist die Familie zu Wohlstand und beträchtlichem Ansehen in der Stadt gekommen. In einer Zeit, in der die alte Ständeordnung und der Adel an Bedeutung verlieren, sind die Buddenbrooks Teil jenes Großbürgertums, das erfüllt von protestantischem Geist das gesellschaftliche Leben auf dem Weg in die Moderne bestimmt. Die Familienchronik enthält auch den alten und vielzitierten Wahlspruch der Kaufmannsdynastie Buddenbrook:

»Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können.«

Er ist ebenso wie die Aufschrift über dem Haupteingang des Hauses – „dominus providebit“ – kennzeichnend: Man weiß sich in seinem kaufmännischen Erfolg und Wohlstand stets auch dem christlichen Glauben, dem protestantischen Ethos und Pflichtbewusstsein demütig verbunden.

Die entscheidende Wendung des Romans vollzieht sich dann mit den vier Kindern der dritten Generation, die sich, unterschiedlich wie sie sind, in je eigener Weise zum Erbe ihrer Familie und zu den ihnen zu Verfügung stehenden Möglichkeiten, zu ihrer *Bestimmung* verhalten müssen. Der eifrige und pflichtbewusste Thomas, die aufgeweckt-freche und naive Toni, Christian in seiner exaltierten und immer clownhaft-unernsten Art und die in sich gekehrte, freudlose und stets unter Kopfschmerzen leidende Klara. – Sie alle stehen für unterschiedliche Wege, Kämpfe und Suchbewegungen zu ihrer Lebensrolle, ihrem Schicksalsauftrag, eben ihrer Bestimmung.

Und hier wird es nun spannend: Obwohl die Geschäfte immer ganz passabel gehen, so ist dabei dennoch nicht zu übersehen, dass sich hinter den Kulissen aller Tradition und verantwortungsvollen Integrität zum Trotz eine seltsame Untergangsstimmung zusammenbraut. Doch weder der Erfolg der Firma, noch äußere Umstände der Familie sind die eigentlichen Gründe für den Niedergang...

Nein, nicht die Familie und ihr Umfeld – sondern die *Menschen* sind es, die heimlich in ihrem *Innern* zerbrechen. Sie scheitern an ihrer Rolle, die ihnen das Leben zuerkannt hat. Dominus providebit – das Türschild ist Mahnung, Frage und Versprechen zugleich: die Bestimmung des Menschen und die Suche nach ihr, das Ringen um den Sinn des Lebens ist es, was die Familie verfallen und die einzelnen Figuren sich immer mehr entfremden lässt.

Musik: *Orgel (Vorrath, Musik aus St. Marien, Lübeck)*

Eine interessante Figur am Rande, ein guter Geist, der immer wieder bei den wichtigen Familienergebnissen der Buddenbrooks auftaucht, ist Therese Weichbrodt, genannt Sesemi. Sesemi Weichbrodt ist alleinstehend und Leiterin eines privaten Mädchenpensionats, in das Buddenbrooks ihre schwererziehbare Tochter Toni geben. Sesemi ist winzig, bucklig, immer altertümlich und schwarz gekleidet, streng diszipliniert und neigt dazu, in ihrer Sprache die Vokale überzubetonen – sie sagt nicht „Zuckerbüchse“, sondern „*Zockerböchse*“.

Sie bleibt bis zum Schluss des Romans eine enge Freundin der Familie und strahlt eine tiefe Ruhe aus, die ihrem Auftreten immer etwas Rituelles verleiht. Der „knallende Kuss“, den sie den Buddenbrook-Kindern immer bei großen Ereignissen und Lebensschritten mit den Worten „*Sei glücklich, du gotes Kend*“ auf die Stirn drückt, wirkt allerdings wie ein Fluch: alle so geküsst werden ausnahmslos unglücklich. Sesemi Weichbrodt wird uns ganz am Ende des Buches nochmal wieder begegnen.

Die erste so geküsst ist die besagte lebhaft und naive Toni im Alter von 19 Jahren. Toni ist Protagonistin der ersten Kapitel – und mit ihrem Unglück nimmt das Drama der Familie seinen Lauf. Als eines Tages der Kaufmann Bendix Grünlich erscheint, eine hässliche Gestalt mit gold-gelbem Backenbart, einer großen Warze im Gesicht und übertrieben galantschmeichlerischem Gehabe, ist Toni sogleich angewidert. Den exaltiert theatralisch vorgetragenen Heiratsantrag Grünlichs weist die 18jährige trotz allen Drängens und Zuredens der von Grünlich begeisterten Eltern zurück.

Als Toni dann in den Ferien nach Travemünde entflieht, verliebt sie sich dort in einen Medizinstudenten freiheitlich-demokratischer Gesinnung, mit dem sie schon gemeinsame Zukunfts- und Heiratspläne schmiedet. Doch nicht nur Grünlich hintertreibt die unstandesgemäße Eheschließung mit dem angehenden Arzt – sondern auch Tonis Vater, Jean Buddenbrook, redet seiner Tochter ins Gewissen. In einem Brief schreibt er bedeutungsvoll:

„ (...) – *Wir sind, meine liebe Tochter, nicht dafür geboren, was wir mit kurzsichtigen Augen für unser eigenes, kleines, persönliches Glück halten, denn wir sind nicht lose, unabhängige und für sich bestehende Einzelwesen, sondern wie Glieder in einer Kette, und wir wären, so wie wir sind, nicht denkbar ohne die Reihe derjenigen, die uns vorangingen und uns die Wege wiesen, indem sie ihrerseits einer erprobten und ehrwürdigen Überlieferung folgten. Dies, meine liebe Antonie, bitte ich Dich, in Deinem Herzen zu bewegen.* –

In treuer Liebe

Dein Vater.“

Die vielschichtigen Intrigen und Drängnisse der Eltern, die freilich nur das Beste für ihre Tochter wollen, führen schließlich wider Erwarten zum Ziel. Als Tony tief unglücklich und

ratlos, zerrieben zwischen Liebe und Pflichtgefühl, wieder zu Hause in Lübeck weilt, streift ihr Blick wie durch Zufall den braunen Sekretär im Landschaftszimmer, auf dem die besagte Ledermappe mit den Familienpapieren liegt:

„Sie nahm es, blätterte darin, geriet ins Lesen und vertiefte sich. Was sie las, waren meistens einfache und ihr vertraute Dinge; aber jeder der Schreibenden hatte von seinem Vorgänger eine ohne Übertreibung feierliche Vortragsweise übernommen, einen instinktiv und ungewollt angedeuteten Chronikenstil, aus dem der diskrete und darum desto würdevollere Respekt einer Familie vor sich selbst, vor Überlieferung und Historie sprach. Aber noch niemals hatte ihr Inhalt einen Eindruck auf sie gemacht, wie diesen Morgen. Die ehrerbietige Bedeutsamkeit, mit der hier auch die bescheidensten Tatsachen behandelt waren, die der Familiengeschichte angehörten, stieg ihr zu Kopf ... Sie stützte die Ellenbogen auf und las mit wachsender Hingebung, mit Stolz und Ernst.

Was würde hier hinter ihrem Namen, den sie von ihrer Großmutter Antoinette empfangen hatte, in Zukunft noch zu berichten sein? Und alles würde von späteren Familiengliedern mit der nämlichen Pietät gelesen werden, mit der jetzt sie die früheren Begebnisse verfolgte.

Sie lehnte sich aufatmend zurück, und ihr Herz pochte feierlich. Ehrfurcht vor sich selbst erfüllte sie, und das Gefühl persönlicher Wichtigkeit, das ihr vertraut war, durchrieselte sie, verstärkt durch den Geist, den sie soeben hatte auf sich wirken lassen, wie ein Schauer. »Wie ein Glied in einer Kette«, hatte Papa geschrieben ... ja, ja! Gerade als Glied dieser Kette war sie von hoher und verantwortungsvoller Bedeutung, – berufen, mit Tat und Entschluß an der Geschichte ihrer Familie mitzuarbeiten!

Tony blickte lange Zeit auf ihren Namen und auf den freien Raum dahinter. Und dann, plötzlich, mit einem Ruck ergriff sie die Feder, und schrieb in ihrer ungelenken Schrift:

»... Verlobte sich am 22. September 1845 mit Herrn Bendix Grünlich, Kaufmann zu Hamburg.«

Die Ehe mit dem widerwärtigen Grünlich wird ein Desaster, das dann auf Wunsch des Vaters in die Scheidung führt. Grünlichs gute Reputation stellt sich als Betrug, sein galantes Auftreten als Fassade heraus. Seine Liebe zu Toni war nur geheuchelt und Grünlich schon bei seinem Heiratsantrag hochverschuldet. Allein die stattliche Mitgift von 80.000 Kurantmark war ihm entscheidend. Zum ersten Mal wird am Schicksal Tonis, deren zweite Ehe übrigens ebenfalls auf skurrile Weise scheitern wird, deutlich, wie fatal hier persönliche Neigung und familiäre Erwartungshaltung einander zuwider laufen. Das pietätvolle Pflichtgefühl vor der vermeintlichen Lebensbestimmung lässt nicht nur sie, sondern *alle* jungen Buddenbrooks immer wieder auf sich selbst zurückfallen und führt die Familienprinzipien unentwegt ad absurdum.

Was sich bei Toni in ihren gescheiterten Ehen zeigt, erlebt der immer mehr zu Karrikatur seiner selbst werdende jüngere Bruder Christian in anderer Weise. Seine völlige Unfähigkeit, sich in seine Rolle als Kaufmannssohn zu fügen, lässt sein ganzes Leben zu einer immerwährenden Flucht werden. Statt zu arbeiten flieht der niemals ernste Luftikus ins Theater, versumpft im „Club“, pflegt fragwürdige Liebschaften und ist immerzu mit seinen skurrilen Krankheiten – wie z.B. seiner chronischen Schluckhemmung – beschäftigt, deren psychogene Natur nur zu offensichtlich ist. Der Familie, besonders dem pflichtbewussten älteren Bruder Thomas, der nach dem Tod des Vaters kaum 30jährig die Firma übernehmen muss, wird Christian immer mehr zur untragbaren Peinlichkeit. Für den Leser hingegen ist er das nach außen sichtbare Fieber-Thermometer der heimlichen Selbstentfremdung *aller* Familienmitglieder.

Es soll in einem Gottesdienst nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Religion im Haus des Konsuls unter dem Regiment seiner inzwischen verwitweten Mutter immer befremdlichere Züge annimmt. Je frömmere es in dem großen Haus in der Mengstraße zugeht, umso absurder

und niederträchtiger werden die ein und ausgehenden Geistlichen. In ständigen Hausandachten übertüncht die alte Konsulin die immer deutlicher werdenden Verfallserscheinungen durch eine düstere Erweckungsfrömmigkeit, die jedoch nur dem Worte nach frommes und demütiges Sündenbewusstsein zum Ausdruck bringt. Die Missionare und Pastoren, wie der in jeder Predigt systematisch in Tränen ausbrechende „Tränen-Trieschke“, entpuppen sich den jüngeren Familienmitgliedern als bigotte, gewissenlose und bizarre Witzfiguren, die in Wirklichkeit nur auf die reichlichen Spenden, die jungen Damen und das opulente Essen im Hause Buddenbrook bedacht sind. Nicht die christliche Erlösungsbotschaft sondern eine drückende, auf die Welt gerichtete Morallehre, die aus dem Mund ihrer Prediger immer mehr ins Grotteske pervertiert, liegt in der Luft.

Dann scheint sich vorerst das Blatt zu wenden. Mit Gerda Arnoldsen aus Amsterdam führt Thomas endlich eine reiche Ehefrau heim. Das Ansehen der Firma und ihres stets eleganten Chefs steigt beträchtlich und gipfelt schließlich in der spektakulären Wahl des Konsuls zum Senator. Mit dem 100jährigen Firmenjubiläum, das groß gefeiert wird, fällt neuer Glanz auf das Traditionsunternehmen und scheint die empfindlichen Rückschläge der vergangenen Jahre vergessen zu machen. Es wird ein neues hochherrschaftliches Haus gebaut und dann – endlich – ist er da: Der langerwartete, der von allen ersehnte Sohn, der Erbe, auf dem alle Hoffnungen für die Zukunft der Familie ruhen: Justus Johann Kaspar, genannt Hanno.

Doch etwas stimmt nicht. Immer wieder lässt Thomas Mann getarnte Unheilspropheten auftreten, die an die Vergänglichkeit, die Flüchtigkeit allen Glücks erinnern und vor Hochmut und Selbstgefälligkeit warnen. Und tatsächlich: Immer abgehobenere Dekadenz, geschäftliche Misserfolge, immer mehr Skandale und Rückschläge folgen in den nächsten Jahren und zehren auch an Senator Thomas.

„Wie bis zur Unkenntlichkeit verändert sein Gesicht sich ausnahm, wenn er sich allein befand! Die Muskeln des Mundes und der Wangen, sonst diszipliniert und zum Gehorsam gezwungen, im Dienste einer unaufhörlichen Willensanstrengung, spannten sich ab, erschlafften; wie eine Maske fiel die längst nur noch künstlich festgehaltene Miene der Wachheit, Umsicht, Liebenswürdigkeit und Energie von diesem Gesichte ab, um es in dem Zustande einer gequälten Müdigkeit zurückzulassen;

Ohne Mut zu dem Versuche, auch sich selbst noch zu täuschen, vermochte er von allen Gedanken, die schwer, wirr und ruhelos seinen Kopf erfüllten, nur den einen, verzweifelten festzuhalten, daß Thomas Buddenbrook mit zweiundvierzig Jahren ein ermatteter Mann war.“

Die nach außen getragene und immer umständlicher aufrechterhaltene Fassade seines Äußeren spiegelt die vornehme Familienfassade wieder, hinter der sich längst auch eine abgründige Entfremdung des Hausvaters mit seiner Frau Gerda und mit seinem Sohn Hanno abspielt. Gerda, die schon immer eine Aura eisiger Kälte umgab, zieht sich mit ihrer Stradivari völlig in die Welt der Musik zurück und schwelgt darin in leidenschaftlichen Duetten mit einem formvollendeten jungen Offizier. In sich zusammengesunken, muss Thomas erkennen, dass die eigene Frau ihm nicht mehr erreichbar, ja ihm fremd ist. Er, der Senator, nunmehr ein Betrogener im eigenen Hause, muss nun seine ganze Hoffnung auf den kleinen Hanno, seinen einzigen Sohn und Firmenerben setzen. Doch schon als kleines Kind lässt Hanno erkennen, dass dieser Plan kaum aufgehen kann. Soll Hanno mal ein Gedicht aufsagen, bricht er in Tränen aus und überhaupt ist er antriebslos und kränklich und scheint – von seiner hochbegabten Leidenschaft für die Musik einmal abgesehen – vom Leben überfordert zu sein. Nachts leidet er unter schwersten Schlafstörungen und Alpträumen, zu denen der ratlose Hausarzt nur die lateinische Diagnose einfällt: „*pavor nocturnus*“.

„Senator Buddenbrook sah, daß die Entwicklung seines Sohnes von Natur und infolge äußerer Einflüsse vorläufig keineswegs die Richtung einschlug, die er ihr zu geben wünschte. Grenzte sein träumerisches Wesen nicht manchmal geradezu an Unzurechnungsfähigkeit?

Ein Bild schwebte ihm vor, nach dem er seinen Sohn zu modeln sich sehnte: das Bild von Hannos Urgroßvater, wie er selbst ihn als Knabe gekannt – ein heller Kopf, jovial, einfach, humoristisch und stark ...

Eines Nachmittags war Hanno vorm Essen, allein in die erste Etage hinabgestiegen. Er hatte eine Zeitlang am Flügel geübt und hielt sich nun müßig im Wohnzimmer auf. Halb liegend, gewahrte er auf dem zierlichen Nußholzschreibtisch seiner Mutter eine offene Ledermappe – die Mappe mit den Familienpapieren. Das Buch war an jener Stelle aufgeschlagen, wo in den Handschriften mehrerer seiner Vorfahren und zuletzt in der seines Vaters der ganze Stammbaum der Buddenbrooks mit Klammern und Rubriken in übersichtlichen Daten geordnet war. Mit einem Bein auf dem Schreibsessel kniend, das weichgewellte hellbraune Haar in die flache Hand gestützt, musterte Hanno das Manuskript ein wenig von der Seite, mit dem mattkritischen und ein bißchen verächtlichen Ernste einer vollkommenen Gleichgültigkeit und ließ seine freie Hand mit Mamas Federhalter spielen, der halb aus Gold und halb aus Ebenholz bestand. Er las auch, ganz zuletzt, in Papas winziger, geschwind über das Papier eilender Schrift, unter denen seiner Eltern seinen eigenen Namen, was ihm einigen Spaß machte, richtete sich dann ein wenig auf, nahm mit nachlässigen Bewegungen Lineal und Feder zur Hand, legte das Lineal unter seinen Namen, ließ seine Augen noch einmal über das ganze genealogische Gewimmel hingleiten: und hierauf, mit stiller Miene und gedankenloser Sorgfalt, mechanisch und verträumt, zog er mit der Goldfeder einen schönen, sauberen Doppelstrich quer über das ganze Blatt hinüber, so, wie er jede Seite seines Rechenheftes verzieren mußte ... Dann legte er einen Augenblick prüfend den Kopf auf die Seite und wandte sich ab.

Nach Tische rief der Senator ihn zu sich und herrschte ihn mit zusammengezogenen Brauen an.

»Was ist das. Woher kommt das. Hast du das getan?«

Er mußte sich einen Augenblick besinnen, ob er es getan habe, und dann sagte er schüchtern und ängstlich: »Ja.«

»Was heißt das! Was ficht dich an! Antworte! Wie kommst du zu dem Unfug!« rief der Senator, indem er mit dem leicht zusammengerollten Heft auf Hannos Wange schlug.

Und der kleine Johann, zurückweichend, stammelte, indem er mit der Hand nach seiner Wange fuhr: »Ich glaubte ... ich glaubte ... es käme nichts mehr ...«

Musik: Orgel (Vorrath, Musik aus St. Marien, Lübeck)

Ihr Weltschmerz, ja, Weltleiden und Weltverzagen verbindet und trennt Thomas und seinem Sohn Hanno gleichermaßen. Auf sehr verschiedene Weise greifen beide, von einem ganz verwandten Gefühl ausgehend, über die Ängste und Probleme ihres bürgerlichen Mikrokosmos hinaus, werden zu Fremden in der eigenen Familie und sprengen den Rahmen, der mit dem klassischen Kaufmannsweltbild, der Kaufmannstradition, ja der Kaufmannsreligion, dem tapferen und disziplinierten Protestantismus nicht zu fassen und zu kontrollieren ist. Seinen zunehmenden Todesahnungen hat Thomas daher nichts entgegen zu setzen – die Frage nach der Sterblichkeit und Sinnlosigkeit seiner Existenz lässt ihn schier verzweifeln. Da geschieht eines unverhofften Tages, in seinem Garten, etwas ganz eigenartiges:

„Hier war es, in diesem Pavillon, in dem kleinen Schaukelstuhl aus gelbem Rohr, wo er eines Tages vier volle Stunden lang mit wachsender Ergriffenheit in einem Buche las, das halb gesucht, halb zufällig in seine Hände geraten war ... Ein ziemlich umfangreiches, auf dünnem und gelblichem Papier schlecht gedrucktes und schlecht geheftetes Werk, der zweite Teil nur eines berühmten metaphysischen Systems ... Er hatte es mit sich in den Garten genommen und wandte nun, in tiefer Versunkenheit, Blatt um Blatt ...

Eine ungekannte, große und dankbare Zufriedenheit erfüllte ihn. Er empfand die unvergleichliche Genugtuung, zu sehen, wie ein gewaltig überlegenes Gehirn sich des Lebens, dieses so starken, grausamen und höhnischen Lebens, bemächtigt, um es zu bezwingen und zu verurteilen ... die Genugtuung des Leidenden, der vor der Kälte und Härte des Lebens sein Leiden beständig schamvoll und bösen Gewissens versteckt hielt und plötzlich aus der Hand eines Großen und Weisen die grundsätzliche und feierliche Berechtigung erhält, an der Welt zu leiden.

... Er fühlte sein ganzes Wesen auf ungeheuerliche Art geweitet und von einer schweren, dunklen Trunkenheit erfüllt; seinen Sinn umnebelt und vollständig berauscht von irgend etwas unsäglich Neuem, Lockendem und Verheißungsvollem, das an erste, hoffende Liebesehnsucht gemahnte.

Was war dies? fragte er sich, während er ins Haus ging, die Haupttreppe erstieg und sich im Eßzimmer zu den Seinen setzte ... Was ist mir geschehen? War dies für mich bestimmt? Kann ich es ertragen?

Dann aber kam der Abend, und unfähig, seinen Kopf länger auf den Schultern zu halten, ging er frühzeitig zu Bette. Er schlief drei Stunden lang, tief, unerreichbar tief, wie noch niemals in seinem Leben. Dann erwachte er, so jäh, so köstlich erschrocken, wie man einsam erwacht, mit einer keimenden Liebe im Herzen.

Und siehe da: plötzlich war es, wie wenn die Finsternis vor seinen Augen zerrisse, wie wenn die samtne Wand der Nacht sich klaffend teilte und eine unermeßlich tiefe, eine ewige Fernsicht von Licht enthüllte ... Was war der Tod? Der Tod war ein Glück, so tief, daß es nur in begnadeten Augenblicken, wie dieser, ganz zu ermessen war. Er war die Rückkunft von einem unsäglich peinlichen Irrgang, die Korrektur eines schweren Fehlers, die Befreiung von den widrigsten Banden und Schranken – einen beklagenswerten Unglücksfall machte er wieder gut.

Was würde enden und was sich auflösen? Dieser sein Leib ... Diese seine Persönlichkeit und Individualität, dieses schwerfällige, störrische, fehlerhafte und hassenswerte Hindernis, etwas anderes und Besseres zu sein!

In meinem Sohne habe ich fortzuleben gehofft? In einer noch ängstlicheren, schwächeren, schwankenderen Persönlichkeit? Kindische, irreführte Torheit! Was soll mir ein Sohn? Ich brauche keinen Sohn! ... Wo ich sein werde, wenn ich tot bin? Aber es ist so leuchtend klar, so überwältigend einfach! In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden.

Er weinte; preßte das Gesicht in die Kissen und weinte, durchbebt und wie im Rausche emporgehoben. Und während er es nun begreifen und erkennen durfte – nicht in Worten und aufeinanderfolgenden Gedanken, sondern in plötzlichen, beseligenden Erhellungen seines Inneren –, war er schon frei, war er ganz eigentlich schon **erlöst** und aller natürlichen wie künstlichen Schranken und Bande entledigt. Die Mauern seiner Vaterstadt, in denen er sich mit Willen und Bewußtsein eingeschlossen, taten sich auf und erschlossen seinem Blicke die Welt, die ganze Welt, von der er in jungen Jahren dies und jenes Stückchen gesehen, und die der Tod ihm ganz und gar zu schenken versprach. Die trügerischen Erkenntnisformen des Raumes, der Zeit und also der Geschichte, die Sorge um ein rühmliches, historisches Fortbestehen in der Person von Nachkommen, die Furcht vor irgendeiner endlichen historischen Auflösung und Zersetzung, – dies alles gab seinen Geist frei und hinderte ihn

nicht mehr, die stete Ewigkeit zu begreifen. Nichts begann und nichts hörte auf. Es gab nur eine unendliche Gegenwart.

Ich werde leben! flüsterte er in das Kissen, weinte und ... wußte im nächsten Augenblick nicht mehr, worüber. Sein Gehirn stand still, sein Wissen erlosch, und in ihm gab es plötzlich wieder nichts mehr als verstummende Finsternis. "

Doch wie das im Leben so ist – Es verliefen alle Vorsätze, dieses Erlösungserlebnis, diese Durchbrechung des in sich selbst verkrümmten Lebenstriebes auch in den Alltag zu übertragen, im Sande. Nie mehr schaut er in das geheimnisvolle Buch...

Bald darauf macht Thomas ohne äußeren Anlass sein Testament und fährt dann für eine Zeit nach Travemünde an die See. Eines Tages macht er hier – als sei es ein Abschied – einen Spaziergang mit seiner Schwester Toni, just an jener Stelle am Meer, wo diese einst den Medizinstudenten geküsst hatte. Sie sprachen über Tonis bewegtes Leben, das sorgenvoll war und dennoch nie ihren einfältigen Lebensmut zu brechen vermochte. Ihre Naivität und ihr kindlicher Stolz haben sie ihr Leben lang vor Verzagtheit und wirklichem Unglück geschützt. Die beiden Geschwister gehen weiter und...

„Als sie hinauf zum »Seetempel« kamen, brach schon die Dämmerung herein; der Herbst war vorgeschritten. Nebeneinander blickten sie über den feuchtgrünen Abhang und den schmalen, steinigen Strandstreifen hinweg auf die trübbewegte See hinaus.

»Breite Wellen ...«, sagte Thomas Buddenbrook. »Wie sie daherkommen und zerschellen, daherkommen und zerschellen, eine nach der anderen, endlos, zwecklos, öde und irr. Und doch wirkt es beruhigend und tröstlich, wie das Einfache und Notwendige. Mehr und mehr habe ich die See lieben gelernt ... Was für Menschen es wohl sind, die der Monotonie des Meeres den Vorzug geben? Mir scheint, es sind solche, die zu lange und tief in die Verwicklungen der innerlichen Dinge hineingesehen haben, um nicht wenigstens von den äußeren vor allem eins verlangen zu müssen: Einfachheit...

Auf der Weite des Meeres, das mit diesem mystischen und lähmenden Fatalismus seine Wogen heranwältzt, träumt ein verschleierter, hoffnungsloser und wissender Blick, der irgendwo einstmals tief in traurige Wirrnisse sah ... Man ruht an der weiten Einfachheit der äußeren Dinge, müde wie man ist von der Wirrnis der inneren.«

Toni verstummte so eingeschüchtert und unangenehm berührt, wie harmlose Leute verstummen, wenn in Gesellschaft plötzlich etwas Gutes und Ernstes ausgesprochen wird. Dergleichen sagt man doch nicht! dachte sie, indem sie fest ins Weite sah, um seinen Augen nicht zu begegnen. "

Man erzählt sich wenige Monate später in der Stadt, Thomas Buddenbrook sei an einem Zahn gestorben. Nach einer missglückten Zahnbehandlung wird ihm auf dem Heimweg schwarz vor Augen und er stürzt mit dem Gesicht auf das Straßenpflaster. Nach stundenlangem Röcheln ohne Bewusstsein stirbt der fünfzigjährige Senator schließlich im Kreise der Familie. Die Beerdigung ist die aufsehenerregendste, die die Stadt seit langem gesehen hat. Dann wird es still um die Familie Buddenbrook.

Die mystische Erkenntnis von der Überwindung des Lebens, die Thomas in ergriffenen Momenten der philosophischen Lektüre und im Naturerlebnis am Meer wenigstens für einen kurzen Moment erschaut, öffnet den Spalt einer Erlösungsperspektive in den kreisenden Wirrnissen des Familienschicksals. Der Sohn Hanno, das letzte Glied in der Kette, ist seinem Vater in eben dieser Sehnsucht nach Erlösung nah gewesen – und doch konnten sie kein Verständnis füreinander aufbringen. Mehr noch als seine Eltern und die übrigen

Buddenbrooks leidet auch Hanno daran, mit seinem Leben förmlich am falschen Orte zu sein, in einem Leben zu stehen, das seinem Wesen nach nicht das seinige ist, kurz: Er leidet am Leben selbst, aus der Tiefe seines Herzens.

Einzig die tiefe Freundschaft – oder sollte man sagen, Liebe? – zu einem etwas wilden und verarmten adligen Jungen, dem kleinen Kai, ist ihm ein Halt. Ihm vertraut er als 15-jähriger kurz vor seinem frühen Tod an:

„Ich möchte schlafen und nichts mehr wissen. Ich möchte sterben, Kai!... Nein, es ist nichts mit mir. Ich kann nichts wollen. Ich will nicht einmal berühmt werden. Ich habe Angst davor, genau als wäre ein Unrecht dabei! Es kann nichts aus mir werden, sei sicher.“

Und sein göttergleiches Klavierspiel? Kai fragt den Freund nach seiner Musik:

„Hanno schwieg einen Augenblick. Etwas Trübes, Verwirrtes und Heißes war in seinen Blick gekommen.

»Ja, ich werde wohl spielen«, sagte er, »obgleich ich es nicht tun sollte. Ich sollte meine Etüden und Sonaten üben und dann aufhören. Aber ich werde wohl spielen, ich kann es nicht lassen, obgleich es alles noch schlimmer macht.«

»Schlimmer?«

Hanno schwieg.

»Ich weiß, wovon du spielst«, sagte Kai. Und dann schwiegen beide.“

Tja, wovon spielt Hanno? Kai meint jene Phantasien, die Hanno am Flügel entwirft und die ihn seine ganze Kraft kosten. Er vergisst dann die Welt, ja durchbricht sie, hebt sie aus den Angeln. In seiner musikalischen Begabung scheint sich Hanno nicht zu verwirklichen, sondern es verwirklicht sich etwas in ihm, durch ihn, das ein wenig an jene geheimnisvolle Begebenheit erinnert, die sein Vater seinerzeit im Garten bei der Lektüre jenes seltsamen Buches erlebte: Es geschieht Unfassbares, seine Improvisation verfällt von einem Extrem ins nächste, feinste Zärtlichkeit, schrilles Zerren, schwere Wogen – Himmel und Erde vergehen in seinem Spiel... und schließlich, aus dem kosmischen Chaos der Gewalten, erhebt sich dieses einfache, aus dem tiefsten Weltengrund aufschäumende Klang-Thema:

„(...) Es lag etwas Brutales und Stumpfsinniges und zugleich etwas asketisch Religiöses, etwas wie Glaube und Selbstaufgabe in dem fanatischen Kultus dieses Nichts, dieses Stücks Melodie, dieser kurzen, kindischen, harmonischen Erfindung von anderthalb Takten ... etwas Lasterhaftes in der Maßlosigkeit und Unersättlichkeit, mit der sie genossen und ausgebeutet wurde, und etwas zynisch Verzweifeltes, etwas wie Wille zu Wonne und Untergang in der Gier, mit der die letzte Süßigkeit aus ihr gesogen wurde, bis zur Erschöpfung, bis zum Ekel und Überdruß, bis endlich, endlich in Ermattung nach allen Ausschweifungen ein langes, leises Arpeggio in Moll hinrieselte, um einen Ton emporstieg, sich in Dur auflöste und mit einem wehmütigen Zögern erstarb.

Hanno saß noch einen Augenblick still, das Kinn auf der Brust, die Hände im Schoß. Dann stand er auf und schloß den Flügel. Er war sehr blaß, in seinen Knien war gar keine Kraft, und seine Augen brannten. Er ging ins Nebenzimmer, streckte sich auf der Chaiselongue aus und blieb so lange Zeit, ohne ein Glied zu rühren.“

Musik: Orgel (Vorrath: Auszüge aus Richard Wagners „Lohengrin“)

Predigt

Liebe Gemeinde,

die Welt, in die ich Sie soeben zu entführen versucht habe, das kurze und fragmentarische Eintauchen in das Universum der Buddenbrooks, es war ein heikles Unternehmen, um nicht zu sagen: ein verführerisches. Die Verführung besteht darin, in diesem großen Roman der Weltliteratur eine Dimension freizulegen, die in der Fluchtlinie dieser Tage, im Bedeutungshorizont des Advents steht, mit dem dieser Gottesdienst seinen Anfang nahm. Die kleine literarische Reise, die soeben verklungen ist, diente diesem einen Zweck: Thomas Manns Buddenbrooks als ein Adventsbuch, eine Adventserzählung und die beiden Protagonisten Senator Thomas und seinen Sohn Hanno als Advents-Propheten in Erscheinung treten zu lassen.

Himmel und Erde vergehen – auf ihre Weise haben Thomas und Hanno diese Vision des Advent und seine apokalyptischen, ja, schaurigen Momente erlebt, erspürt. Sie haben ihren Finger in das Dasein gesteckt und gekostet – es schmeckte nach nichts.

Thomas' mystisches Lektüreerlebnis des geheimnisvollen, philosophischen Werkes, sein Naturerlebnis am Meer, und besonders auch Hannos kosmische Entgrenzungserfahrungen in der Musik – sie alle drehen sich nur um diesen einen Gedanken, der letztlich die ganzen 800 Seiten des Romans umspannt, diese simple Einsicht: Sinn, Frieden, Erlösung – das gibt es nicht in der Welt. Erlösung ist etwas, das über die Welt, über das Leben, über alle Vernunft hinausgeht.

Das Familiendrama der Buddenbrooks ist nichts, als ein Gleichnis auf das Leben an sich, so genial und düster, wie es nur ein Thomas Mann zu zeichnen versteht: Hänge dein Herz an etwas in der Welt – und du wirst es verlieren. Hoffe auf ein Fortbestehen, ein bleibendes Wirken deiner Person, deines Handelns, Denkens und Schreibens und Du wirst sehen – es ist am Ende *nichts*.

Wir sind Teil eines riesigen Kreislaufs, Glieder einer Kette, wie wahr. Doch diese Kette ihrem Wesen nach verstehen zu wollen, sie für sich nutzen und umknüpfen zu wollen: Das führt zu weit.

Wenn das keine reinste Adventsbotschaft ist: Die Welt als ein um sich selbst kreisendes, ein in sich selbst verstricktes System, wird entlarvt. Wer bleibendes, wer Sinn und Erfüllung in ihr sucht – wird dabei unglücklich werden, wie die in ihre Bürgerwelt und Dynastie verknöteten Buddenbrooks. Ihr Bleiben-, Funktionieren-, Bedeuten- und Erhalten-Wollen, ihr Sichfesthalten- und Emporziehen-Wollen an der Kette, deren Glieder sie sind, überfordert die Möglichkeiten des Lebens – und damit auch den Menschen. Denn sie erwarten etwas von der Welt, was sie nicht bieten kann.

Und umso schauriger, umso überwältigender ist es, dies wie unsere Propheten Thomas und Hanno zu erleben. Der heilige Schauer, das die Welt aus den Angeln hebende tremendum, das sie durchfährt, ist, wie ein bedeutender Marburger Theologe einmal sagte, ein „Adventsgefühl“. Ein Blick auf jenen Ozean, der so weit ist, dass ihn die Bibel nicht anders beschreiben kann als mit den Worten „Himmel und Erde vergehen“; mit der Botschaft von dem Reich, das eben nicht von dieser Welt ist.

Was ist also Erlösung? Auf jeden Fall nichts, was man in die Familienpapiere in der braunen Ledermappe eintragen könnte. Nichts, was man festhalten, mit menschlichen Begriffen fassen könnte. Erlösung ist ein Geheimnis. Sie ist Erlösung von der Erlösungsbedürftigkeit. Erlösung ist das Ende allen Brauchens, Wollens und Müssens – ein Zustand, dessen Mysterium man nur erahnt, wenn man ihn einmal „schauen“ durfte: In der Musik, in einem Philosophischen Buch, in Momenten in der Natur... Es sind dies Momente des willenlosen Schauens und

Staunens, die größer sind, als die Welt, in der sie geschaut werden. Momente, die wie ein Lichtstrahl die Wirren und Verkettungen des Lebens durchscheinen.

Auf dieses Schauen wartet der Advent. Er entlarvt nicht nur schaurig und apokalyptisch das unerlöste Wesen der Welt und ihren ewigen Strom der Vergänglichkeit. Sondern die Adventszeit bereitet auch vor auf jenen Moment, wenn es geschieht: Wenn der willenslose und unendlich erlösende Blick über die Welt hinaus gelingt.

In der sich ankündigenden Weihnachtsbotschaft ist dieser Blick allerdings viel weniger anstrengend, aufreibend und apokalyptisch, als die Weltuntergangsstimmung im Advent und in allen großen Romanen, Erlösungsphilosophien, Musikstücken und Naturerlebnissen dieser Welt. Das Erlösungserlebnis, um das es an Weihnachten geht, ist so leise, bescheiden, unscheinbar und friedvoll, dass es mit nichts anderem zu vergleichen ist.

In zwei Wochen werden wie jedes Jahr unzählige Menschen wieder vor der besten Familiengeschichte der Welt – viel besser noch als die Buddenbrooks – stehen und staunen. Was größer ist, als alle Vernunft, wird man sehen, wirklich *sehen* können und die Überwindung der Welt wird zur Erscheinung im überwältigenden Anblick – eines Kindes.

Eine Prophetenfigur des Romans, die diese Weihnachtsperspektive, dieses naive und doch weltweise Schauen verkörpert – wenn man so will die letzte und größte Erlösungsszene des Romans – habe ich Ihnen bisher noch vorenthalten. Nicht Philosophie, nicht musikalische Höhenflüge, nicht Naturerlebnisse und keine großen Apokalypsen sind hier zu erwarten. Sondern ein naives, frommes Prophetentum, das in seiner leisen Schlichtheit vielleicht am deutlichsten jenem Weihnachtsgefühl nahe kommt, das den Advent schon heute sachte durchstrahlt. Und so schließt der große Roman mit einem Prophetenwort, unvernünftig, mutig und klar, wie es nur wahre Propheten sprechen können.

Alles ist aus. Wenige Monate nach Hannos Tod, sitzen die letzten Verbliebenen, 8 Frauen, schwarz gekleidet beisammen um Abschied zu nehmen:

„Dann entstand eine Pause. Leise und zögernd wandte das Gespräch sich den jüngst vergangenen Ereignissen zu, und als der Name des kleinen Hanno gefallen war, ward es wieder stumm in der Stube, und nur den Regen vorm Hause hörte man stärker rauschen.

Es lag wie ein schweres Geheimnis über Hannos letzter Krankheit, die in außerordentlich schrecklicher Weise vor sich gegangen sein mußte. Man blickte sich nicht an, während man, gedämpften Tones, in Andeutungen und halben Worten davon sprach. Und dann rief man sich jene letzte Episode ins Gedächtnis zurück ... den Besuch dieses kleinen, abgerissenen Grafen, der sich beinahe mit Gewalt den Weg zum Krankenzimmer gebahnt hatte ... Hanno hatte gelächelt, als er seine Stimme vernahm, obgleich er sonst niemanden mehr erkannte, und Kai hatte ihm unaufhörlich beide Hände geküßt.

»Er hat ihm die Hände geküßt?« fragten die Damen Buddenbrook.

»Ja, viele Male.«

Hierüber dachten alle eine Weile nach.

Plötzlich brach Toni in Tränen aus.

»Hanno, kleiner Hanno«, schluchzte sie, und die Tränen flossen über die flaumige, matte Haut ihrer Wangen ... »Tom, Vater, Großvater und die anderen alle! Wo sind sie hin? Man sieht sie nicht mehr. Ach, es ist so hart und traurig!«

»Es gibt ein Wiedersehen«, sagte Friederike Buddenbrook, wobei sie die Hände fest im Schoße zusammenlegte, die Augen niederschlug und mit ihrer Nase in die Luft stach.

»Ja, so sagt man ... Ach, es gibt Stunden, Friederike, wo es kein Trost ist, Gott strafe mich, wo man irre wird an der Gerechtigkeit, an der Güte ... an allem. Das Leben, wißt ihr,

zerbricht so manches in uns, es läßt so manchen Glauben zuschanden werden ... Ein Wiedersehen ... Wenn es so wäre ...«

Da aber kam Sesemi Weichbrodt am Tische in die Höhe, so hoch sie nur irgend konnte. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte den Hals, pochte auf die Platte, und die Haube zitterte auf ihrem Kopfe.

»Es ist so!«

sagte sie mit ihrer ganzen Kraft und blickte alle herausfordernd an.

Sie stand da, eine Siegerin in dem guten Streite, den sie während der Zeit ihres Lebens gegen die Anfechtungen von seiten ihrer Lehrerinnenvernunft geführt hatte, bucklig, winzig und bebend vor Überzeugung, eine kleine, strafende, begeisterte Prophetin.“

Amen.

Lied: *Nun ruhen alle Wälder* (EG 477), Strophen 1, 2, 8, 9.

Fürbittgebet und Vaterunser

Lied: *O Heiland, rei die Himmel auf* (EG 7) Strophen 1, 4, 5, 7.

Abkündigungen und Segen

Musik (ESG-Chor)



Der „Totentanz“ (15. Jh.) vor seiner Zerstörung 1942 in der „Totentanzkapelle“ in der Kirche St. Marien in Lübeck, nur wenige Meter vom Haus der „Buddenbrooks“ bzw. der Familie Mann entfernt. Abbildung nach der Kopie des Jahres 1701 von Anton Wortmann.